

Ganzjährig	8 fl. 40 kr.
Halbjährig	4 „ 20 „
Vierteljährig	2 „ 10 „
Monatlich	— „ 70 „

Ganzjährig	11 fl. — fr.
Halbjährig	5 „ 50 „
Vierteljährig	2 „ 75 „

Für Zustellung ins Haus vierteljährig 25 kr., monatlich 9 kr.

Einzelne Nummern 6 kr.

Tagblatt.

Kongressplatz Nr. 81 (Buchhandlung von J. v. Kleinmahr & S. Pamberger).

Für die einseitige Zeile 3 fr. bei zweimaliger Einschaltung 4 5/6 fr. dreimal 7 fr.

Inserationsstempel jedesmal 50 fr.

Bei größeren Inseraten und öfterer Einschaltung entsprechender Rabatt.

Anonime Mittheilungen werden nicht berücksichtigt; Manuskripte nicht zurückgesendet.

Nr. 167.

Montag, 24. Juli 1871. — Morgen: Jakob Ap.

4. Jahrgang.

Dr. Costa auf dem „Patriotentag.“

*Difficile est satiram non scribere.
Horat.*

Unser Freund und Gönner Dr. Costa hat das unwiderstehliche Bedürfnis empfunden, eine jener Mußestunden, welche ihm seine hervorragende Thätigkeit in der Delegation gestattete, dazu zu benutzen, um sich an dem mit so vielem Pompe angefüllten „österreichischen Patriotentage“ im „großen Zeisig“ zu Wien zu betheiligen, und daselbst eine Rede loszulassen.

Wenn wir aber in unserem unverbesserlichen Leichtsinne so obenhin leichtfertig die Thatsache berichten, daß Dr. Costa eine Rede gehalten habe, so dürfen wir hierbei des, übrigens selbstverständlichen Umstandes nicht vergessen, daß diese Rede auf die Versammlung der „österreichischen Patrioten“ einen gewaltigen — ja im vollsten Sinne des Wortes — „hineißenden“ Eindruck gemacht hat. Dr. Costa kam — sprach — und die Versammlung der „Patrioten“ — zerstäubte in alle Winde. *Affavit et dissipati sunt!* Im Angesichte dieser vielleicht nicht beabsichtigten, jedenfalls aber außerordentlichen Wirkung der Beredsamkeit unseres Landsmannes bedürfen wir wohl keiner weiteren Entschuldigung dafür, daß wir hier des näheren auf diese epochemachende „Auslassung“ Doctoris Costa eingehen.

Nachdem der Redner in seiner jungfräulichen Bescheidenheit die Entschuldigung vorausgeschickt, daß es ihm zwar selbst eine Vermessenheit erscheine, vor den „Wienern“ mit einer Rede — aufzutreten, da man ihn in Wien „vielleicht“ (o du kleiner Schalk: „vielleicht“) nicht kenne, tönte ihm unter etwas problematischen Clava's aus dem Munde des österreichischen Patrioten Puffe — des Redakteurs des „Vaterlandes“ — die sehr trostreiche Versicherung entgegen: „Wir kennen Sie.“ — Ja wohl, Spiegelberg, auch wir kennen Dich!

Ungeachtet der unvermeidlichen Nührung, welche diese überraschende Erkennungsszene zur Folge hatte, glaubte Herr Dr. Costa auch noch einen andern inneren Grund der Berechtigung für seine Rede anzuführen zu sollen, indem er sich und die österreichischen Patrioten daran erinnerte, daß sie ja alle — Desterreicher seien.

Wir müssen es gestehen, daß uns nach dieser Erklärung etwas bange geworden ist um das Desterreicherthum. Denn wir haben es noch nicht vergessen, daß derselbe Dr. Costa einige Wochen früher in einer anderen „hohen Versammlung“ sogar den Begriff und den Namen eines staatlichen „Desterreich“ ganz negirte und nicht übel Lust zeigte, den gefürsteten Grafen von Habsburg und die Geschichte wegen dieses Namens zur Verantwortung zu ziehen. So wären wir also glücklich zu der Entdeckung gelangt, daß die österreichischen Patrioten Desterreicher sind ohne — Desterreich!

Der weiteren Versicherung des gefeierten Redners, daß er derzeit auch ein Slave sei, wollen wir kein besonderes Gewicht beilegen, seitdem wir die Antwort jenes Studiosus kennen, der auf die Vorwürfe seines um die Zukunft dieses Sproßlings besorgten Vaters diesen mit den Worten beschwichtigte: Lieb' Väterchen, magst ruhig sein, wenn alle Stricke reißen, so werde ich Slovene oder Sekretär der Handelskammer in Laibach. Die Slaven haben nach der Versicherung ihrer eigenen Wortführer schon so viele harte Schläge des Schicksals überdauert, warum sollten sie nicht auch noch diesen etwas aufdringlichen Landsmann verwinden können?

Der Redner suchte sich dann noch selbst damit zu ermuthigen, daß er im „großen Zeisig“ jene einschränkenden Rücksichten nicht zu beachten brauche, welche der parlamentarische Anstand sonst zu ziehen pflegt; und da wir so glücklich sind, das Normalmaß des parlamentarischen Anstandes der Reden Doctoris Costa zu kennen, so waren wir einig-

maßen gespannt, einmal auch eine Costa'sche Rede „in Hembärmeln“, Costa'sche Liebenswürdigkeit in zweiter Potenz zu hören. Nach dieser Präambule ging unser slovenische Demosthenes sofort auf das eigentliche Thema über, indem er den österreichischen Patrioten ihre Antipoden und Feinde kennzeichnen zu wollen erklärte. Als solche bezeichnete er vorzüglich alle Anhänger der freiheitlichen und fortschrittlichen Bestrebungen der Neuzeit und dann alle jene, die mit den Errungenschaften des deutschen Volksgeistes irgendwie sympathisiren, somit mit einem Worte alle Deutschen Desterreichs, welche er schlechtweg als illoyale „Preußenfreunde“ brandmarkte. Herr Dr. Costa glaubte, noch weiters die ganze Schale seiner sittlichen Entrüstung über diese Gattung seiner Mitbürger in dem geschmackvollen Ausdruck: „Preußenfeindler“ ausleeren zu sollen.

Ob es wohl Humboldt und die Brüder Grimm geahnt haben, daß der Mann, welcher noch vor wenigen Jahren in einer für sein slavisches Vollbewußtsein etwas bedenklichen Weise um die Gelehrten Deutschlands herumerschwenzelte, im Stande sei, sich an der deutschen Sprache — da mal's seiner Muttersprache — durch ein Wortgebilde so arg zu versündigen, wie dies mit dem ganz sinnlosen Kraftschimpfworte: „Preußenfeindler“ der Fall ist?

War es nun diese Seucherei, — war es das bekannte lebendige Minenspiel, mit dem Dr. Costa seine Rede begleitete, — war es etwa Satan selbst, der, nie ermüdet, auch unter das echte Korn „österreichischer Patrioten“ das Unkraut deutschhämlicher Freiheitsideen zu streuen weiß — genug, in dem Maße, als Dr. Costa wie ein Würgengel des Todes unter den nationalen Gefühlen der Deutschen Desterreichs herumseuchelte, in demselben Maße stieg die Heiterkeit seines Auditoriums, bis endlich schallendes Gelächter über „diesen slovenischen Doktor“ seine vermehrte Anstrengung im Schimpfen lohnte.

Und nun geschah das Außerordentliche. Mit

Feuilleton.

Die Sommerliedertafel des Männerchors der filharm. Gesellschaft,

welche derselbe am Samstag den 22. d. M. im Kasinogarten veranstaltete, hat den glänzenden Ruf, welcher diesen Festen der Gesellschaft stets vorhergeht, geradezu noch übertroffen. Ein zahlreiches, gewähltes Publikum die reizendsten Erscheinungen unserer Frauenwelt, erfüllten die festlich beleuchteten Räume des Gartens; man schätzt die Zahl der Anwesenden auf 1200 Menschen, in der Sternallee vor dem Kasinogarten war gewiß die doppelte Zahl versammelt, um gleich dem im Garten anwesenden Publikum den Gefängen mit stets sich steigender Aufmerksamkeit zu lauschen. Dadurch wurde die Liedertafel so zu sagen zu einer Art Volkskonzert. Der Garten war reich mit Bannern und Fahnen, Wappenschildern, Emblemen und kräftigen Sängersprüchen geziert. Die Beleuchtung mit Ballons und

farbigen Lämpchen hüllte den Garten in ein fantastisches Clair-obscur, das im Vereine mit einer lauen südlichen Nacht uns an venetianische Nachtfeste lebhaft gemahnte. Unter den Beleuchtungsobjekten war die aufgehende Sonne, die ihre goldigen Strahlen ringsum in die dunkle Nacht entsendete, das hervorragendste und originellste. Die Musikkapelle des Regiments Huyn, die, wie wir hören, vom Regimentsobersten in der liebenswürdigsten Weise für den Abend zur Verfügung gestellt wurde, mischte ihre frohen Klänge in die wogende Versammlung, oft vom lebhaften Beifalle begrüßt. Der gesungliche Theil des Abends zeigte wieder die Vorzüge unseres Männerchors in der prägnantesten Weise; wir meinen die Schulung und Abrundung, die Präzision, insbesondere aber die Vollendung, mit der der Chor den Hauch des Pianissimo zum Forte steigert, und wiederum das Verklingen des kräftig angeschlagenen Tons. Wir glauben, die Routine und Schulung unserer Sänger schon aus dem Vortage erkennen zu sollen, daß sie so deutlich beim Singen sprechen, selbst an entfernteren Punkten des Gartens wurde jedes Wort des Textes deutlich verstanden.

Was uns aber sehr angenehm überraschte, war der Umstand, daß der Chor nicht bloß quantitativ, sondern auch qualitativ gekräftigt erschien, er hat offenbar Zuwachs an Metall, an Füllung insbesondere der Mittelstimmen gewonnen; wir erinnern uns kaum, seit langem unseren Männerchor so volltönend, so schwunghaft wie vorgestern singen gehört zu haben. Das Programm war reich und geschmackvoll. Das Konzert eröffnete Lachners imposanter Chor „Kriegers Gebet“, mit Blechharmoniebegleitung. In der zweiten Nummer lernten wir eine reizende, sinnige Komposition unseres Musiklehrers Herrn Theodor Elze kennen. Wir sind der filharm. Gesellschaft zu Dank verpflichtet, daß sie uns auch mit den Werken unserer heimischen Künstler bekannt macht. Elze's Chor ist sehr schön und wirksam geschrieben, das Thema mit Geschick den einzelnen Stimmen übertragen, die Steigerung bei den Worten „In die Ferne“ von großer Wirkung. Reicher Applaus lohnte Meister und Sänger. „Das Waldlied“ von Mäh-ring hat uns von allen Nummern am wenigsten angesprochen, es ist zu viel Jagen in diesem Jagdchor, kein Ruhepunkt, doch wurde der Chor sehr

seiner kreischenden Stimme, welche zwischen flanel-
lenem Tenor und einer verschluckten Kindertrumpete
die richtige Mitte hält, herrschte der Redner den un-
botmäßig gewordenen Theil der Patrioten mit den
Worten an: „Hinaus mit den Preußenfeuchlern!
zeigen Sie Ihre Dokumente, welche sie berechtigen
hier zu lachen,“ u. s. f.

Es scheint nun, daß man selbst unter dem
Ministerium Hohenwart in Wien noch an dem Vor-
urtheile festhält, daß das Lachen über einen lächer-
lichen Kauz zu den freien Beschäftigungen zähle,
die man vorkommenden Falles auch ohne Patent
und weitere Dokumente auszuüben gesonnen ist. Und
so brach denn über das quos ego unseres Freundes
und Gönners ein so gewaltiger Lärm aus, daß Dr.
Costa es für gut fand, das zu thun, was die „Wiener“
in ihrer Redeweise „abschieden“ nennen, und unbe-
merkt verdunstete, während der „habsburgische“ Komis-
sär durch das Schließen der Versammlung dem
weiteren Skandale der „Patrioten“ ein Ende machte.

Dies sind die herzerhebenden Hauptmomente
aus der neuesten Pöffe, welche unser gefeierter Lands-
mann zum augenfälligen Gewinne der von ihm
so taktvoll vertretenen guten Sache in Szene zu
bringen sich veranlaßt fand.

Zur bleibenden Erinnerung an diese Vorberer
aber möchten wir den Fachgenossen vorschlagen,
künftighin jener bedenklichen Krankheit, deren Träger
Dr. Costa kurzweg „Preußenfeuchler“ nannte, nach
ihrem Erfinder den technischer klingenden Namen:
Costalgia slovenica intermittens für alle Welt-
zeiten beizulegen. —

Politische Rundschau.

Laibach, 24. Juli.

Inland. Die politische Lebensgeschichte des
neuen galizischen Statthalters, Grafen Solu-
chowski, wird von der „N. Fr. Pr.“ kurz und
treffend folgendermaßen skizzirt: „Schon vor 1848
Statthalterpräsident, war er zu Bach's Zeiten
Gouverneur von Galizien, nahm als Staatsminister
einen hervorragenden Antheil an der Erfindung des
Oktoberdiploms, wurde zur Zeit, als Belcredi die
Verfassung sistirte, abermals galizischer Statthalter,
behauptete den Posten trotz Belcredi's Sturz unter
dem parlamentarischen Ministerium und fiel erst,
als er sich bei der Resolutionsdebatte des galizischen
Landtags in solch unsäglichlicher Weise — auszeich-
net hatte. Seitdem entfaltet er auf industriellem
Gebiete reglame Gründerrthätigkeit und kehrt nun,
ein besonders gearteter Cincinnatus, als Statthal-
ter nach Lemberg zurück, ein ganzer Märtyrer der
wiederauflebenden Oktoberpolitik. Die vier von
Schmerling kassirten Landesstatute sind das Dent-
mal seiner Freisinnigkeit.“

In mehreren Blättern wird die Ernennung
Soluchowski's zum galizischen Statthalter be-

sprochen, doch hat keines ein günstiges Wort für
diesen Akt. Nicht allein den polnischen Parteimann
sieht man in dem neuen Statthalter, vielmehr den
ständischen Junker, der als das richtige Werkzeug
der künftigen Reaktion installiert worden. Ueberdies
sei es eine Täuschung, wenn man sich von dieser
Besetzung im Lande einen besonders günstigen Ein-
druck verspricht. Im Volke hat Soluchowski gar
keinen Anhang. Beweis dessen seine Niederlage in
der vorjährigen Wahlperiode.

Ueber den Ausgleich schreibt das „Prager
Abendblatt“: Der Schwerpunkt der inneren Lage
wäre im Augenblick im böhmischen Landtag
zu suchen; gelänge auch dieser Regierung, die bisher
den oppositionellen Parteien gegenüber am weitesten
gegangen, die Herbeiführung des Ausgleiches nicht, dann
sei der Beweis geliefert, daß ein solcher für jetzt
überhaupt unmöglich. Die Verantwortung für das
Kommende falle auf jene, die durch Halsstarrigkeit
eine Verjöhnung unmöglich gemacht.

Die Veränderungen in unserem diplomatischen
Korps, von denen schon mehrfach die Rede war,
sind im Gange. Daß Baron Schlehta, bisher
Direktor der orientalischen Akademie, an Stelle des
Baron Zulauf als General-Konsul nach Bukarest
kommt, ist schon bekannt. Ferner heißt es, die Ab-
berufung des Grafen Chotel von Petersburg sei
eine entschiedene Sache; derselbe soll wirklich Statth-
alter in Böhmen werden. Außer den Posten in
Berlin, Petersburg und Konstantinopel soll auch
ein Wechsel bei der österreichisch-ungarischen Bot-
schaft in Rom in Aussicht stehen, und es taucht
das Gerücht wieder auf, die Wahrung der öster-
reichisch-ungarischen Interessen beim Heiligen Stuhle
solle einem kirchlichen Würdenträger übertragen
werden.

Ausland. Die preussische Regierung ist, wie
nach den letzten Kundgebungen der offiziellen Berliner
Blätter zu erwarten war, in die Aktion gegen die
Ultramontanen getreten. Bisher bestand im preussischen
Kultusministerium eine gefonderte Abtheilung für
katholische geistliche Angelegenheiten. Diese wird nun
aufgehoben und mit der evangelischen zu einer Ab-
theilung für „katholische Angelegenheiten“ verschmol-
zen. Motivirt wird diese anscheinend nicht allzu-
wichtige Maßregel damit, daß nunmehr, nachdem
die Verfassung die Grenzen zwischen den Rechten
der Kirche und jenen des Staates genau abgesteckt
hat, keine Nothwendigkeit mehr vorliegt, ein beson-
deres „katholisches“ Departement im Ministerium
aufrecht zu erhalten.

Das heißt mit anderen Worten, die Verfassung
des Staates ist fernerhin als das einzige Regulativ
für die Verhältnisse der Kirche innerhalb des Staa-
tes anzusehen. Alle Präntensionen, welche die Kirche,
insbesondere nach dem letzten Konzil aufstellt, sind
einzig und allein nach den Bestimmungen der Ver-

fassung zu beurtheilen und soferne diese Präntensio-
nen mit den Bestimmungen der Verfassung im
Widerspruch stehen, sind sie unbedingt zurückzuweisen.
Es ist nunmehr nicht zweifelhaft, wie die preussische
Regierung sich zu den fanatischen Verfolgungen,
welche von den Anhängern des Unfehlbarkeitsdogma's
gegen die Altkatholiken versucht werden, stellen wird.
Sicher wird die preussische Regierung den Hebel
dort ansetzen, von wo er am sichersten und tüchtigsten
wirken kann — bei den Temporalien.

Gymnasiallehrer Dr. Wollmann, dem, weil
er sich weigerte, das Unfehlbarkeitsdogma zu lehren,
von dem Bischöfe von Ermland die Befugniß
zur Ertheilung des Religionsunterrichts entzogen
wurde, hat an diesen ein Schreiben gerichtet, worin
er u. a. sagt: „Unsere katholische Kirche — das
muß zugestanden werden, wenn man nicht die Augen
schließen und sich selber täuschen will — krank an
einem großen Uebel: es ist die Uebertreibung des
Autoritäts-Prinzips, welche das Gefühl der mensch-
lichen Verantwortung, der persönlichen Würde und
sittlichen Freiheit untergräbt. In Folge dieses Systems
weisen die Laien die Verantwortung des Glaubens an
die fragliche Lehre den Geistlichen, die niederen Geistli-
chen den Bischöfen, die Bischöfe der Minorität auf dem
Konzil der Majorität, die Majorität dem Papste
zu, welcher sich selbst der Verantwortung überhoben
glaubt. Dieses System hat in den romanischen
Ländern jene grauenvollen religiös-sittlichen Zustände
geschaffen, welche auch in dem katholischen Theile
Deutschlands herrschend werden müßten, wenn es
nicht an dem gesunden moralischen Sinn der Be-
völkerung Widerstand fände. Wenn die neue Lehre
mit ihren Folgerungen in der katholischen Kirche
jemals allgemein durchgeführt werden könnte, so
glaube ich, müßte dieselbe ihre wesentlichste Eigen-
schaft verlieren, nämlich die Katholizität; ihr Glaube,
mit den Forderungen der Vernunft und der Kultur
unversöhnlich, aus der Wissenschaft und dem Leben
der „Gebildeten verdrängt, müßte zum seelenlosen
Paganismus herabsinken.“ Diesem Schreiben folgte
die große Exkommunikation.

Im Gegensatz zu der leichtsinnigen herausfor-
dernden Haltung des größten Theils der fran-
zösischen Presse steht seit Beendigung des Krieges
das „Journal des Debats.“ Es ist stets bemüht,
seinen Landsleuten Besonnenheit und Maß anzu-
rathen und gedenkt auch des Jahrestages der,
wie es selbst sagt, tollen Kriegserklärung an Deutsch-
land mit sehr vernünftigen Worten. „Eine große
Anzahl auswärtiger Blätter,“ schreibt das „Journal
des Debats,“ „hat aus Anlaß dieses düsteren Da-
tums vom 15. Juli einen Rückblick auf das verflo-
sene Jahr geworfen. Ein solcher Rückblick darf uns
sicherlich kein Gefühl des Hochmuths eingeben. Selten
ist eine Niederlage so vollkommen gewesen, wie die,
welche wir erlitten haben. Diese demüthigende Wahr-

präzis vorgetragen. Das angekündigte humoristische
Quartett von J. v. Koch entfiel leider wegen Hei-
ferkeit eines der Mitwirkenden, statt dessen wurde
ein uns ganz fremdes, sehr sinniges Quartett
„Blauäuglein“ geboten, bei welcher Gelegenheit wir
einen neuen Solotenoristen kennen lernten, der eine
sehr schöne, klang- und metallreiche Stimme besitzt,
die bei der Jugend des Sängers und bei fortgesetzter
Schulung zu den besten Hoffnungen berechtigt. Das
Quartett rief stürmischen Beifall hervor und mußte
wiederholt werden. Ebenso mußte der folgende
Chor „Da Sunda Via“ von Schmidt, eine nette
humoristische Komposition im Style der Alpenlieder
wiederholt werden. Das „Marschlied“ von L. Lang-
warra, ein musikalischer Scherz, wurde mit geradezu
vollendeter Präzision gesungen, doch würde der Effekt
bei etwas weniger schnellerem Tempo noch mehr durch-
geschlagen haben. Diesem folgte das Ab'sche Lied
„Wach auf mein Lieb.“ Gerade bei diesem Liede
war es, wo uns der Chor durch den edlen Vortrag,
das zarte Piano, das reizende Verklingen des Tones,
wir können wohl sagen, erwärmte. Das Tenorsolo
brachte Herr Reesbacher mit seiner sympathischen,

kräftigen Stimme und seinem gefühlvollen Vortrage
zur durchschlagenden Geltung. Rauschender Beifall
folgte dem gelungenen Vortrage der reizenden Kom-
position, der sich bei stürmisch verlangter Wieder-
holung wo möglich noch steigerte. J. Schmölzer's
„Im Summa“ hebt das gemüthliche des Steirer-
liedes recht lieblich hervor, und ist die weiche, sympa-
thische Stimme des Herrn J. Schulz, der das
Bariton solo sang, so recht geeignet, diesen Charak-
ter des Liedes zur Geltung zu bringen. Auch dieser
Chor wurde auf stürmisches Verlangen wiederholt.
Den Schluß bildete E. Engelsberg's „Poeten auf
der Alm,“ Chor mit Orchesterbegleitung. Diese
duftige, poesiereiche musikalische Dichtung mit ihren
einschmeichelnden Melodien, mit der reichen und
geschmackvollen Orchesterbegleitung wird ihres Er-
folges stets sicher sein, besonders, wenn sie so wie
vorgestern vorgetragen wird. Der anhaltende Beifall,
der der Schlußnummer folgte, galt allen Mitwir-
kenden, Sängern und Musikern, vor allem aber
Herrn Musikdirektor Nedved, dem Laibach so viele
und so große musikalische Genüsse verdankt, und der
auch diesmal seinen Geschmack in Zusammenstel-

lung des Programms und sein eminentes Direktions-
talent glänzendst bethätigte. Es war fast Mitter-
nacht angebrochen, als „das letzte Lied verhallt.“
Die frohe Laune der Anwesenden, die herrliche Nacht-
luft, die heitern Klänge der Musikkapelle ließen
den Aufbruch nach Hause nicht recht in Fluß ge-
rathen, ja vollständige Stockung trat ein, als die
Musik den Walzer im Glasalon intonirte, da war
das Signal zum Tanze gegeben und mit aller Energie
wurde dieses Vergnügen bis in die frühen Morgen-
stunden gepflegt. Es sollen, einem an dit zufolge,
die Strahlen der wirklichen Sonne die verlöschenden
Strahlen der künstlichen Nachtsonne beleuchtet haben,
als die letzten Trümmern vom Kampfplatze wichen.

Wir können diesen Bericht nicht schließen, ohne
Herrn Ehrfelds, des wackern Kasinorestaurateurs,
zu gedenken, der die Aufgabe löste, 1200 Menschen
mit ausgezeichneten Getränken und Speisen nicht
blos zu bewirtheten, sondern was in Laibach gewiß
viel sagen will, auch gut und zu voller Zufrieden-
heit zu bedienen.

heit dürfen wir uns nicht unter großen Redensarten und eiteln und abgeschmackten Prahlereien verhehlen. Nein, wir müssen sie im Gegentheil in aller ihrer Härte ins Auge fassen und uns von ihr durchdringen, damit diese vernichtenden Schläge uns wenigstens heilsam werden; wir müssen die Fehler abstellen, die uns zugrunde gerichtet haben, und jeder von uns muß einen tiefen Abscheu gegen die Familie gewinnen, welche uns dreimal in einem halben Jahrhundert die Schande der Invasion zugezogen hat. Wir dürfen uns aber auch nicht verhehlen, daß der wahnwitzige Ehrgeiz des ersten und die anspruchsvolle Unfähigkeit des letzten Bonaparte nicht die einzigen Ursachen des Kriegunglücks sind, welche dem Fremdling die Straße nach Paris geöffnet haben, sondern daß auch unsere persönlichen nationalen Schwächen, die Fehler, die uns eigen sind, wenn auch kein Kaiser uns regiert, einen großen Antheil an unserem Unglück gehabt haben. Es ist jetzt Zeit, diese besonnenen Betrachtungen anzustellen, zunächst um uns zu heilen, dann aber, um einst durch eine kluge Politik wieder zu gewinnen, was wir in diesem unvernünftigen Kriege verloren haben."

Einer der französischen Gründer der Londoner Internationale, Herr Fribourg, hat im „Sotr“ die Geschichte jener Gesellschaft veröffentlicht, um nachzuweisen, wie die Gründer durch das Eindringen der deutsch-russischen Kommunisten und der französischen Jakobiner, durch Marx, Bakunin und Blanqui überflügelt wurden. Er beschuldigt die verdorbenen Subjekte der Mittelklassen, die Fortschrittsbestrebungen der Arbeiter zur Entartung gebracht zu haben. Als sozialistischer Republikaner gibt er der Bourgeoisie in einem ihrer Blätter folgende Verwarnung: „Wenn die Bourgeoisie ihre Zukunft ausschließlich durch die Gewalt sichern will, setzt sie ihr Vermögen und ihr Leben auf das Spiel. Die gegenwärtige Internationale ist autoritär und kommunistisch, und eben dadurch populär. Eine blinde Verfolgung vermehrt ihre Macht und sie wird schließlich die Bourgeoisie wie Glas zerbrechen, nicht bloß in Frankreich. Die Bourgeoisie muß durch eine aufrichtig republikanische Organisation Staatseinrichtungen auf Grund der Ordnung und Freiheit, der Arbeit und des Studiums schaffen. Dann wird das Proletariat, besser unterrichtet, seiner Pflichten ebenso sehr als seiner Rechte sich bewußt, friedlich auf dem Wege zu seiner wirklichen Emanzipation aufsteigen. Allerdings wird dann die Bourgeoisie verschwinden; aber in Folge der allmählichen Erhebung des Arbeiters und nicht in Folge der Erniedrigung der Bourgeoisie. Die Freimaurerei, der Karbonarismus, die Marianna, die Internationale sind Kinder der Sklaverei und gingen alle aus dem Despotismus hervor. Sichert die Freiheit der Assoziation und indem ihr die Ursache beseitigt, hebt ihr die Wirkung auf.“

Der schwedische Gesandte in Petersburg, Herr Bjönstjerna, scheint auffallend wenig zu thun zu haben, denn schon wieder veröffentlicht er im „Journal de St. Petersburg ein langes, fünf enggedruckte Riesenspalten füllendes Schreiben über die Insel Spitzbergen, als Entgegnung auf ein von Herrn Sidorow erschienenen, den gleichen Gegenstand behandelndes Werk. Herr Bjönstjerna sucht weitläufig nachzuweisen, daß die Inseln zuerst von den Norwegern entdeckt und zu Fischfangstationen benützt worden seien. Nachdem diese Gegenden längere Zeit von den Norwegern verlassen und nicht mehr besucht wurden, kamen Angehörige anderer Nationen, darunter auch Russen, welche alle, ohne Eigentumsrechte über diese Inseln zu beanspruchen, selbe gemeinschaftlich und friedlich nebeneinander zu Fischfangstationen und zur Ueberwinterung benützten. Im Jahre 1826 sei zwischen Rußland und Norwegen ein Vertrag geschlossen und ratifizirt worden, wodurch das bisher von den gegenseitigen Unterthanen gemeinschaftlich benützte dortige Terrain abgegrenzt und zwischen beiden kontrahirenden Mächten so ziemlich gleichmäßig vertheilt wurde. Jetzt handle es sich bei der ganzen Frage nur um etliche 40

Werste, um welche Norwegen bei der Theilung zu kurz gekommen sei und um deren Abtretung es Schritte gemacht habe. Der Gesandte spricht schließlich die Hoffnung aus, daß bei der ungeheueren Ausdehnung des russischen Reiches und seiner riesigen Entwicklung es auf den Besitz dieser unbedeutenden Bodenspreche kein Gewicht legen, sondern die billigen Wünsche Schwedens und Norwegens erfüllen werde.

Die politische Wochenübersicht des russischen „Regierungsboten“ beschäftigt sich diesmal mit der religiösen Frage im Oriente. Anlaß hiezu bietet dem offiziellen Blatte „ein in Konstantinopel längst vorgefallenes Ereigniß, das mit vollem Rechte die Gläubigen der orthodoxen Kirche im Oriente auf's tiefste berühren müsse.“ Mit diesem Ereigniß ist der Rücktritt des Patriarchen Gregor in Konstantinopel gemeint, der als ein treuer und beharrlicher Freund der religions- und stammesverwandten „nordischen Macht“ — die Bezeichnung Rußland scheint mit Absicht vermieden — geschildert wird. Als Ursache des Rücktrittes des Patriarchen Gregor wird der von der Pforte, ohne Wissen des Patriarchen, erlassene Firman angegeben, mittels welchem der bulgarischen Kirche ihre vollständige nationale Autonomie verliehen wurde. Die ausführlichen Betrachtungen, mit welchen das russische Regierungsorgan diesen türkischen Erlaß nicht ohne eine gewisse Reserve begleitet, schließt mit dem salbungsvollen Satze, unter allen Umständen dürste man sich nicht weigern, die „Morgenröthe der Regeneration“ der bulgarischen Nationalität aufrichtig zu begrüßen und der letztern zu wünschen, diese Regeneration unter günstigeren Verhältnissen zu vollenden. Gleichzeitig aber könnte man sich nicht enthalten, von ganzem Herzen zur Konsolidirung des Friedens und der Gesinnungen christlicher Brüderlichkeit zwischen den beiden großen christlichen Rassen, welche den Balkan bevölkern, zu mahnen.

Zur Tagesgeschichte.

— Auch ein „National-Komitee.“ Bei der Tunnelöffnung bei Kupnjak haben arge Demonstrationen stattgefunden. Der „Agrarier Lloyd“ meldet hierüber: „Gelegentlich der Feier der Tunnelöffnung bei Kupnjak wurde durch südslavische Agitatoren der Versuch gemacht, diese Feier zu stören. Es wurden nämlich unter die dortige Bauernbevölkerung zahllose Zettel mit der Aufschrift vertheilt: Eilt alle nach Kupnjak, die Schmach zu rächen, welche die Fiumaner im Jahre 1862 an Strogmayer begangen haben. Gezeichnet: Das Fiumaner National-Komitee. Die Bauern von Fuzine, Orbiri, Pichetto und Portord versammelten sich auch wirklich zahlreich und wurden von den südslavischen Agenten, zu denen sich auch drei Fiumaner gesellten, aufgestachelt, so daß die Fiumaner Municipaldeputation, um überflüssigen Szenen auszuweichen, es vorzog, von der Reise abzusehen.“ Nachdem die Fiumaner umgekehrt waren, vergnügten sich die Kroaten „in bester Ordnung.“

— Aus Pozeza wird zu dem Prozesse, bei welchem der Jesuitenpater Pater Pregel wegen Verleitung von Schülern zur Unzucht zu drei Jahren schweren Kerkers verurtheilt wurde, der „Pol.“ geschrieben: Von Rom, Konstantinopel und anderen jesuitischen Stationen kamen über fünfzig Depeschen an den Erzbischof von Agram, um ihr Wort für Pregel einzulegen; der Jesuitengeneral selbst aber kam persönlich nach Agram. Auch Pregel bekam täglich von allen jesuitischen Welttheilen briefliche und telegraphische Informatoren über die Art der Vertheidigung. Alle Trümmer der ausgedehnten Spionage waren thätig, um ihre Anhaltspunkte der Vertheidigung an die Hand zu geben. Aber alles vergebens.

— Die letzten Nachrichten aus Laeken in Belgien über das Befinden der Kaiserin Charlotte lassen beklammlich ihre baldige Auflösung befürchten. Die kranke Frau hat seit drei Monaten vollständig das Bewußtsein verloren und ihre Körperfülle ist in Folge lymphatischer Beschwerden ins Unglaubliche angewachsen. Sie hat zuweilen Anfälle völliger Erschöpfung, welche zwei bis drei Tage dauern, ohne daß es möglich wäre,

ihr irgend ein Nahrungsmittel beizubringen. Die unglückliche Kaiserin zählt kaum 36 Jahre.

— Die englische Regierung hat soeben einen Bericht von Herrn Herries, dem ersten Gesandtschafts-Sekretär in Florenz, über die Jagdgesetze in Italien veröffentlicht. Bei sorgfältigem Durchlesen dieser Arbeit haben wir nur einen mittheilenswerthen Punkt gefunden, eine Randnote, welcher zufolge das Wort Gambetta „der italienische Name eines Vogels ist, der sich hauptsächlich durch seine gehässige Streulust bemerklich macht.“ Herr Herries theilt uns ferner mit, daß der lateinische Name dieses Vogels Totanus pugnax, der französische Le Combattant ist, und es wird ein Werk über Ornithologie zitiert, um zu beweisen, daß die männlichen Gambettas zu einer gewissen Jahreszeit nichts anderes thun als kämpfen.

— Amerikanische Blätter erzählen folgende wunderbare Geschichte: Aus Florida wird berichtet, daß vor einigen Tagen ein kleiner Dampfer auf dem Adawaha-Flusse in einer Erweiterung desselben bei Sacketts Point, welche stets trübes und schwarzes Wasser enthalte, auf eine furchtbar große Heerde Alligatoren gestoßen, welche sofort blöckend und plätschernd den Dampfer umringten und angriffen. Die Passagiere versuchten die Unthiere, welche den Dampfer förmlich zum Stillstande gebracht hatten, durch Schüsse zu verschrecken, und die Mannschaft schlug mit Handspeichen auf dieselben los, aber vergebens. Die Lage wurde immer bedenklicher, Mannschaft wie Passagiere immer mehr erschöpft und die Zerstörung des Bootes schien unvermeidlich. Schon waren drei farbige Matrosen von den Ungeheuern zerrissen und mehrere verwundet worden. Bereits waren mehrere Planken vom Schiffsrumpfe losgerissen und das Dampfboot mit Schwierigkeit über Wasser gehalten. Da gerade kam Hilfe in Gestalt einer ungeheuren Wasser Schlange aus den Seen, wahrscheinlich derselben, welche im letzten Herbst bei Devil's Elbow gesehen worden war. Die Alligatoren verschwanden sofort und folgten der Schlange, und nun begann ein schrecklicher Kampf mit dieser. Bald war das Wasser unterhalb von Blut geröthet und mit Alligatoren-Beichen bedeckt. Man glaubt, daß die Unthiere durch einen unterirdischen Kanal aus dem Okeansee in den Fluß gelangten, und wenn nicht bald zu ihrer Vertilgung geschritten wird, die Schifffahrt in demselben unmöglich machen werden.

Total- und Provinzial-Angelegenheiten.

Total-Chronik.

— (Unterstützung Landwirtschaftlicher Ausstellungen.) Von Seiten des Ackerbauministeriums sollen künftig nur solche landwirtschaftliche Ausstellungen einen Beitrag erhalten, die a) entweder Kulturbilder gewisser Bezirke, Gauen oder Länder nach allen oder nach einzelnen Zweigen der Bodenvirtschaft darbieten; b) die Kenntniß und Verbreitung von besserem Vieh, Maschinen und Geräthen, Sämereien in entschieden wirksamer Weise bezwecken; oder c) endlich beide hier angedeuteten Hauptrichtungen verfolgen. In allen Fällen muß das Programm nicht nur die vorgesteckten Ziele, sondern auch die Mittel zu deren Erreichung wenigstens in den Hauptumrissen erkennen lassen.

— (Verwendung der Steuerämter für Bezirksschulkassen.) Durch das Gesetz vom 11. Mai d. J. wurde bestimmt, daß das Finanzministerium auf Einschreiten der beteiligten Landesschulbehörden den Steuerämtern die Geld- und Urkundengebarung der Bezirksschulkassen, sowie der Lehrerpensionsfondskassen zu übertragen habe. Nach einem Erlaß des Finanzministeriums ist, wenn von einem Landesschulrathe ein solcher Anspruch erhoben wird, das bezügliche Einschreiten mit den geeigneten Anträgen unaufgehalten zur Entscheidung des Finanzministeriums zu leiten.

— (Brandunglück.) Noch sind die Läden, die die Brände den Orten Adelsberg und Prädawald in diesem Jahre gerissen haben, nicht ausgefüllt, und schon erlebten sie wieder zweimal das nämliche gräßliche Schauspiel; vor acht Tagen brannten in Welsko vier

